

## «Das Publikum ist intelligent»

Ein Gespräch mit Francesca Ferguson vom Schweizerischen Architekturmuseum in Basel

Seit September 2006 leitet die Britin Francesca Ferguson das Schweizerische Architekturmuseum in Basel. Mit ihren lebensnahen Ausstellungen hat die ehemalige Journalistin die Hoffnungen auf «frischen Wind» erfüllt. Fern rein ästhetischer Abhandlungen rückt sie Architektur wieder in einen sozialpolitischen Kontext. Mit Francesca Ferguson sprach Sonja Lüthi.

Ende 2005 wurde das Architekturmuseum Basel in Schweizerisches Architekturmuseum (SAM) umbenannt. Worin sehen Sie die Rolle des SAM, und wie wird es seinem Anspruch gerecht?

Francesca Ferguson: Als Schweizerisches Architekturmuseum wirkt das SAM in zwei Richtungen: Einerseits trägt es den Schweizer Architekturdiskurs nach aussen und vertritt die Schweiz im Ausland. Andererseits bietet es dem Schweizer Publikum Ausstellungen, die über die alltägliche Selbstbetrachtung hinausgehen.

Bei Ihren früheren Arbeiten machten Sie sich die «Vermittlung von Architektur an eine breitere Publikum» zum Programm. Ein Grundsatz, der auch im SAM fortbestehen soll?

Veranstaltungen für ein kleines, exquisites Publikum zu bieten, hat mich nie interessiert. Im Gegensatz zu anderen Architekturzentren – wie beispielsweise dem NAI in Rotterdam – soll das SAM keine fachspezifische Insel bilden. Der Umzug des Architekturmuseums vor vier Jahren in das Gebäude der Basler Kunsthalle kommt dem entgegen. Unsere Ausstellungen sollen lebendig sein und ein breites, interessantes Publikum ansprechen, ohne dabei auf konzeptionelle Schärfe zu verzichten – eine hochinteressante und zeitgemässe Herausforderung.

### Zur Architektur hat jeder eine Meinung

Wie sehen Sie das Interesse der Öffentlichkeit an Architektur, welche Themen liegen in der Luft?

Anders als etwa zur konzeptionellen Kunst, die viele überfordert, hat jeder eine Meinung zur Architektur. Überdies leben wir in einer Zeit der zunehmenden Urbanisierung. Die Städte breiten sich aus, weltweit, und entsprechend hoch ist das Interesse am gebauten Umfeld. Gleichzeitig stelle ich ein wachsendes Interesse an einer breiteren Fassung der Begriffe Architektur und Städtebau fest. Fragestellungen sozialpolitischer und gesellschaftskritischer Natur werden wieder stärker gewichtet: Wem gehört der öffentliche Raum, wie lässt sich dieser bespielen und transformieren?



Sorgt seit zwei Jahren für frischen Wind – Francesca Ferguson in der Basler Ausstellung «Arch/Scapes», 2008.

DANIEL SPEHR

Solche Fragestellungen erinnern stark an das Gedankengut der 68er Generation, dem sie in Ihren bisherigen Ausstellungen auch viel Raum gegeben haben. Was haben Protagonisten aus dieser Zeit wie die Pariser Situationisten oder der britische Nonkonformist Cedric Price Ihrer Ansicht nach ausgelöst, und was ist heute wieder aktuell?

Diese Leute waren einerseits radikal kompromisslos und in ihrer Kritik sehr streng, andererseits ging es ihnen immer auch ums «Spiel». Beide Aspekte sind zeitlos aktuell. Cedric Price zum Beispiel war seiner Zeit mit dem «Fun Palace» weit voraus. Geändert haben sich aber die technischen Möglichkeiten, die heute viele dieser Gedanken tatsächlich umsetzbar machen: Dank der digitalen Technologie und den neuen, leichten Materialien ist es heute viel einfacher, Menschen miteinander zu verbinden und ihnen modulare

Strukturen für eine temporäre Architektur anzubieten, die sie nach ihren Wünschen in den Bestand einfügen und nach Bedarf transformieren können. Wie hoch das Interesse für solche Themen ist, hat uns unsere Ausstellung zu den Situationisten, «Instant Urbanism», auf eindrückliche Weise gezeigt. Die Feedbacks waren durchwegs positiv. Das Lieblingsprojekt des Publikums hiess «Permanent Breakfast»: ein Tisch, der irgendwo im öffentlichen Raum aufgestellt werden kann und an dem 25 Leute zusammen frühstücken können. Es scheint in der Bevölkerung eine grosse Sehnsucht danach zu geben, den öffentlichen Raum wieder aus den Fängen von kommerziellen Brands zu befreien und ihn wieder in Besitz zu nehmen – statt nur zu konsumieren.

### Baukünstlerische Kultur

Bei aller Kraft und Poesie – die Realität scheint solchen Aktionen entgegenzuwirken. Denn der sogenannte öffentliche Raum gelangt zunehmend in den Besitz privater Anleger.

Solche Entwicklungen, die von der Stadtregierung zum Teil kaum aufgehalten werden können, finde ich sehr problematisch. Hier sind die Architekten dazu aufgerufen, gewisse Freiräume in ihre Pläne einzuplanen, die dann später von den Nutzern besetzt werden können. Dadurch, dass der Bürger aber zunehmend als Konsument betrachtet wird statt als aktiver Mitgestalter, wird der Weg für eine schlechtere Eroberung des Raumes durch die Privatwirtschaft geebnet. Man sollte sich wieder vor Augen führen, dass das Publikum intelligent ist – viel intelligenter, als man denkt. Diese Ansicht vertritt ich auch als Kuratorin.

Was kann Architekturvermittlung Ihrer Meinung nach bewirken, und wie beurteilen Sie die Kultur der Architekturvermittlung in der Schweiz?

Die Dichte an Publikationen in diesem Land ist sehr hoch – wie übrigens auch an hochwertiger Architektur. Doch ich habe ein Problem mit der unterkühlten Art, wie Architektur in Zeitschriften präsentiert wird: als ob jemand alleine und im Geheimen durch ein Gebäude geschlichen wäre und diese Erfahrung dann unaufgeregt und vorsichtig zu Protokoll gebracht hat. Die Vermittlung von Architektur sollte lebendig sein und sich dazu auch vielfältigen Medien wie beispielsweise des Films bedienen. Mit unseren Ausstellungen gehen wir in diese Richtung, aber auch mit den begleitenden Publikationen, die bewusst als Zeitschriften und nicht als Kataloge gestaltet sind. Interessanterweise werden diese Magazine tatsächlich von Bauherren in die Hand genommen, und darum geht es ja letztlich: die Baukultur zu beeinflussen.

### Ungewohnte Blickwinkel

Mit Ausnahme der monografischen Ausstellung zum afrikanischen Architekten Pancho Guedes, die auch als einzige extern kuratiert worden ist, waren die Ausstellungen im SAM durchwegs thematisch angelegt. Welche Mischung ist für die Zukunft vorgesehen?

Bezüglich des Verhältnisses monografisch – thematisch will ich mich nicht festlegen. Von den drei Ausstellungen, die wir jährlich anbieten, wird aber höchstwahrscheinlich jeweils eine von einem aussenstehenden Kurator oder zumindest in Zusammenarbeit mit ihm kuratiert. Die Ausstellung «Ornament neu aufgelegt», die derzeit im SAM zu sehen ist, habe ich gemeinsam mit Oliver Domisen konzipiert. Er ist Architekturhistoriker und kennt die Geschichte des Ornaments. Bei Ausstellungen über einzelne Architekten werden wir sicherlich den Ansatz der Pancho-Guedes-Schau weiterverfolgen: Durch eine glückliche Fügung fand die Ausstellung parallel zur grossen Le-Corbusier-Schau im Vitra-Design-Museum statt. Dort der Überbeter der Moderne, hier ein afrikanischer Architekt, den kaum jemand kennt: die «alternative Sicht auf die Moderne». Mit der gleichen Absicht möchte ich eine Ausstellung über das beeindruckende Werk eines schottischen Büros der Nachkriegszeit, Gillespie Kidd & Coia, nach Basel bringen. Als vergleichsweise kleines und bescheiden finanziertes Museum sehe ich in der Vermittlung solcher ungewohnter Blickwinkel unsere Nische und auch unsere Stärke.

Wie sieht die Bilanz der letzten anderthalb Jahre aus, und was ist Ihr nächstes Ziel?

Die Bilanz ist sehr gut: Die Besucherzahl ist deutlich gestiegen und das Publikum jünger geworden. Unser wichtigstes Anliegen ist es nun, dass die Anerkennung als Schweizerisches Architekturmuseum sich auch finanziell auswirkt.

Die Ausstellung «Ornament neu aufgelegt» dauert bis 21. September (weitere Informationen: [www.sam-basel.org](http://www.sam-basel.org)).

## Gesten ohne Inhalt

Das «Starsystem» steckt in der Krise

Die Architektur ist derzeit in Gefahr, zu einem Spiel komplizierter Formen und am Computer generierter Bilder zu verkommen, weil Entwerfer und Auftraggeber immer öfter mit sogenannten Baukonen Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Alles wird schnellen Effekten geopfert, um auf diese Weise Politiker und Investoren durch sensationelle Gesten zu verführen, die dem globalen Kapitalismus und der Spassgesellschaft gleichermaßen entgegenkommen. Zudem wird Architektur auch dazu benutzt, die Schachzüge und Intrigen der politischen und finanziellen Macht zu maskieren oder zu idealisieren. Aber die daraus resultierenden grossspurigen Projekte funktionieren oft nicht richtig, reiben sich am Kontext und kosten im Unterhalt ein Vermögen.

### Architektur als Marke

Bei diesem «ikonischen» Spiel argumentieren Promotoren und Architekten damit, dass ihre massstabslosen Projekte den Städten «Identität» verliehen, ein Anspruch, der im Fall von jahrhundertalten Gemeinwesen besonders absurd erscheint. Obwohl diese Diskussion nur dazu dient, das Durchsetzen von Privatinteresse im öffentlichen Raum zu kaschieren, ordnen sich ihr oft sogar Bürgermeister und Stadtpräsidenten unter. Mit der Sprache des Marketings und der wirtschaftlichen Think-Tanks wird uns weisgemacht, dass Architektur eine «Marke» sei, die es erlaube, alles – von Wein über Kunst und Mode bis hin zur Propaganda von Diktatoren – auf dem globalen Markt zu verkaufen.

In dieser Atmosphäre der Vermarktung erstaunt es nicht, dass das verführerische virtuelle Bild immer öfter auf Kosten der gebauten Realität in den Mittelpunkt rückt. Viele grossmassstäbliche Bauvorhaben dienen heute nur noch zur schönen Verpackung von internationalen Investitionen. Sie sind kaum von gesellschaftlicher oder ortszugehöriger Bedeutung, auch wenn es derzeit Mode ist, die Projekte gleichsam mit einigen Windmühlen zu dekorieren und so zu beweisen, dass man an die Umwelt denkt. Bei all den Unternehmungen geht es jedoch darum, Profite zu machen und die Landpreise zu steigern. Wie die flüchtigen Bilder, die über den Computerbildschirm flimmern, oder die Zwanzig-Sekunden-Videoclips, die voll von visuellen Täuschungen sind, werden die Architekturprojekte immer mehr auf Oberflächen, Zeichen und vergängliche Effekte reduziert. Dabei werden tiefgreifende und schwierigere Probleme geschickt umgangen.

Der sogenannte Bilbao-Effekt ist zum zwiespältigen Segen für die Architektur geworden, hat er doch einer willkürlichen Bildersprache, einer exzessiven visuellen Rhetorik und seichten Formspielereien den Weg geebnet. Viele Politiker gehen nun von der naiven Illusion aus, dass man nur Grossprojekte von Stararchitekten realisieren muss, um das «Prestige» der Städte zu mehren und Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Aber statt brauchbare und schöne Gebäude zu verwirklichen, erzeugen gewisse Vertreter des architektonischen «Starsystems», darunter sogar einige Träger des Pritzker-Preises (der absurderweise als Nobelpreis der Architektur bezeichnet wird), willkürliche und protzige Bauten ohne nachhaltige Substanz: eine Architektur der leeren Gesten und der hochkomplizierten Formen, hinter denen sich keine wirkliche Bedeutung verbirgt.

Der Pritzker-Preis selbst wird als eine «Marke» benutzt, die Überlegenheit garantieren soll, aber dies just in dem Moment, da die Quantität über die Qualität den Sieg davonzutragen droht. Manche Jetset-Architekten können sich ja nicht einmal an die Namen der Städte erinnern, in welchen sie gerade Projekte realisieren, und haben längst den direkten Kontakt mit dem Entstehungsprozess ihrer eigenen Bauten verloren. Die gegenwärtige Architekturpraxis leidet unter einer Hyperinflation der überstürzten Entwurfsideen, der aufgeblähten Büros und der schnellen Produktion. Dabei besteht die Gefahr, dass Architekten nur noch Karikaturen ihres eigenen Werks schaffen, um so der Nachfrage nach ihren Markenzeichen nachzukommen.

### Für Gesellschaft und Kultur

Auf diese Weise verliert die Architektur ihre Seele und wird zu einer Form von Werbung abgewertet. Das immer wichtiger werdende Ringen der Architekten um Aufmerksamkeit verkommt mitunter zu einer Art Techno-Kitsch, der sich in einem stumpfen strukturellen Exhibitionismus erschöpft. Brauchen wir wirklich noch mehr Museen, die an Themenparks erinnern, noch mehr pharaonische Flughafengebäude, die nicht funktionieren, noch mehr von Spinnweben umhüllte Kulturbauten, noch mehr salatgrüne Fassaden, die ein ökologisches Engagement vortäuschen, und noch mehr phallusförmige Wolkenkratzer? Gerade bei einigen der jüngsten Hochhausentwürfe darf man wohl mit Fug und Recht von einer unheiligen Allianz zwischen Plutokratie und Phalokratie sprechen. Architektur hat aber wichtigere und ernsthaftere Ziele zu verfolgen. Sollte sie doch letztlich der Gesellschaft und der Kultur zur Verfügung stehen und dabei zur positiven Entwicklung von Stadt und Natur beitragen.

William J. R. Curtis

William J. R. Curtis ist Architekturkritiker, Maler und Fotograf. Sein bekanntestes Buch heisst «Moderne Architektur seit 1900». Aus dem Englischen von holl.